

der DDR *nicht* ausdrücklich im Zentrum der literarischen Darstellung steht“ (191). Jedenfalls analysiert sie zwei Faktoren der Schuld in den Werken, die gewaltförmigen Strukturen (Stasi, Patriarchalismus) und die Schuld einzelner nach der Typologie Funktionär, Mitläufer, Literat, Opfer.

Schließlich unternimmt die Autorin einen Dialog zwischen Theologie und Literatur, indem sie „strukturell analoge“ Entsprechungen (zum Beispiel strukturelle Gewalt – Macht der Sünde) und Widersprüche (besser: Unterschiede) aufdeckt und zum Ergebnis kommt, daß Theologie und Literatur aufeinander verwiesen seien, weil der Literatur eine bessere Darstellung der Schuld gelinge, während die Theologie die Kategorien für deren Bewältigung bereithalte. Die als moraltheologische Dissertation in Würzburg entstandene Arbeit zeigt einerseits, wie hermeneutisch voraussetzungsreich der unternommene „Dialogversuch“ ist und wie erhellend das interdisziplinäre Gespräch für die Zeitdiagnose und die Schuldfrage in der Gegenwart sein kann.

Auch die Arbeit von Gerhard Hösl, eine an der Universität München angefertigte Dissertation, befaßt sich mit der Vergangenheitsbewältigung der DDR. Allerdings dient dieser totalitäre Staat nur als konkretes Beispiel für das Wesen des Totalitären, das ethisch und theologisch mit den Fragen der Verantwortung, der Schuld und der Sünde vermittelt werden soll. Die Arbeit des als Jurist und Theologe ausgewiesenen Autors hat sich viel vorgenommen, denn sie verhandelt anthropologische und ethische Grundsatzfragen, die Problematik totalitärer Systeme am Beispiel des SED-Staats, das personale Verständnis von Schuld und Sünde sowie das „transpersonale“ Verständnis, auf das es dem Autor besonders ankommt und das er am Beispiel Erbsünde, Sünde der Welt, und sozialer Sünde abarbeitet.

In der Arbeit blitzen immer wieder interessante Aspekte auf, doch bleibt sie eher oberflächlich, weil sie zu viele Themen aufgreift, ohne sie in stringenter Form zu bündeln.

Michael Sievernich SJ

SAID: *Landschaften einer fernen Mutter*. München: Beck 2001. 80 S. Br. 28,-.

Ein Mann, der seit 35 Jahren im Exil lebt, nimmt Abschied von seiner Mutter, seinem Vater, seinem Land, den toten Freunden. Die Mutter hat ihn als Baby verlassen. Aus seinem Land, dem Iran, mußte er fliehen. Der Vater ist gestorben. Der Erzähler, der 1965 nach München kam, hat sich den Künstlernamen SAID (Felix) zugelegt. 17jährig mußte er vor dem Schah fliehen, nach kurzer Rückkehr 1979 vor Chomeini und den Mullahs. Der Mann verlangte in Teheran die Freiheit des Wortes und des Denkens, das Recht für ein Bewußtsein, das weder machtideologisch noch religiös kontrolliert wurde. Seit einem Jahr ist der Iraner SAID Präsident des deutschen PEN-Clubs – ein Novum in dessen Geschichte. SAID ist durch die deutsche Literatur zum Schreiben gekommen, durch die Münchner Studentenproteste entschieden politisch geworden. Als einer, der „kein Geld, kein Haus, kein Auto, kein Fernsehen“, hat, sagt sein Erzähler, sei er weder für eine iranische Frau noch für eine Europäerin eine „Partie“. SAIDS „Landschaften einer fernen Mutter“ sind eine autobiographische Erzählung. Bericht, Beschreibung, Dialoge und innere Monologe verbinden sich zu einer prozessualen Form. Die Erinnerungen werden Gerichtstag: gegen eine Mutter, die ihn verließ, gegen das Land, das ihn verstieß, Klage eines Menschen, dem die Heimat genommen wurde.

Der Ich-Erzähler fliegt von München nach Toronto. In Kanada lebt einer seiner Halbbrüder. Dort wird der 43jährige (1990) seine 57jährige Mutter sehen, die ihren oppositionellen Sohn in Deutschland nicht besuchen kann. Mit 14 hat sie ihn geboren. Gegen ihren Willen verheiratet, wurde sie nach wenigen Wochen geschieden. Das Kind wurde ihr genommen. Er hat sie nur einmal in seinem Leben gesehen. Einem zweiten Mann, Notar und Mullah, gebar sie acht Kinder. Sie war für den Schah und sie ist für Chomeini, obschon ihr Mann unter beiden ins Gefängnis kam. Die Familie ist ihr alles. Von der Familie hat sich der Sohn getrennt. Er war in Teheran mit Schahgegnern befreundet, die die Mutter „Kommunisten“ nennt. Ihn selbst

bezeichnet sie in ihrer religiösen Formelsprache als „gottlos“.

In ihrer Geschichte ist sie reines Opfer der Familie seines Vaters, die sie mit dem Schlagwort „Hyänen“ zu Raubtieren stempelt. Das Kind wuchs bei der autoritären Mutter des Vaters auf. Der Offiziersvater war seiner Mutter gegenüber schwach und feig. Als der Fröh-pensionist 1968 in Paris – noch zur Schahzeit – iranische Stipendiaten der Marine visitierte, bestellte er den Sohn aus München zu sich. Die Mutter hat sich ihr „Lügenreich als Halt“ aufgebaut. Der Vater entschuldigte sich in vagen Worten mit Jugend, Unerfahrenheit, schwierigen Zeitumständen. Auch dem Vater fehlte der Blick zu kritischer Selbstwahrnehmung und eine persönliche Sprache. Zur offenen Konfrontation wollte es der Sohn in Paris und Toronto nicht kommen lassen. Der Vater wäre seinem Herzleiden erlegen, die Mutter zusammengebrochen. Dem Vater gegenüber nachsichtig, erfolgt die Abrechnung mit der Mutter ohne Erbarmen. Nie hat sie ihn gefragt, wie er sich fühlte als mutterloses Kind in der Schule, als Sohn ohne Mutter im Exil, nicht wie und wovon er lebt, wie er die Hinrichtung seiner Freunde ertrug, ob er eine Frau hat, wie er die Fremde aushält. Sie selbst setzt sich ins Bild einer großen Mutter. Den Goldring, den sie ihm mitgebracht hat, könnte ein Basarhändler tragen. Im nachgeholt Gespräch wirft er ihr vor: „Du bist zu kleinbürgerlich, zu bieder, zu konform, zu mitheulend, zu sehr auf materielle Vorteile aus. Du hast das Überleben zu gut gelernt. Mit oder ohne Gott, Schah oder Chomeini.“ Sie ist die Mutter all seiner Exile. Als Schüler in Teheran hat er Kafkas „Verwandlung“ gelesen. Die familiäre Ausstoßungsgeschichte beschreibt seine Situation. In Deutschland lernte er die Dichter kennen, die deutsche Sprache, Freiheit der Rede, das Bewußtsein der Person. Das Leben hier, sagt er, sei seine Art, einsam und anders zu sein, die deutsche Sprache die Haut dieser Einsamkeit.

SAID hält der Mutter Gerichtstag. Dem Vater, der 1972 an Herzversagen gestorben ist, begegnet er im Traum. Sein tieferes Bewußtsein sucht Versöhnung. Aber wie hätte die Mutter in

ihrer gesellschaftlichen Situation zu eigenem Bewußtsein und einer persönlichen Sprache kommen können? Zur Armut unausgebildeter Frauen in einem autoritären Religionssystem gehört, daß sie Selbstbewußtsein außerhalb der Konventionen, eine Sprache außerhalb von Formeln nicht erlangen können. Revolution, Überwachung und Gewalt geschehen im Namen Gottes, auch die Unterdrückung des Selbstbewußtseins. Dieser Gott erlaubt nur eine ritualisierte und kontrollierte Religion. Im seinem Namen verlangen die Mächtigen Unterwerfung. Für den Mann, der fliehen mußte, ist das Wort „Gott“ sozial, politisch, religiös negativ besetzt.

Das suggestive Wort „Landschaften“ ist metaphorisch eingesetzt. Da sind familiäre, religiöse, politische, psychische Gebundenheiten, Regionen einer fernen Mutter, eines fremden Landes, einer fremden Religion. SAID teilt die Schmerzerfahrung eines aufklärungsbewußten Exilanten mit. Er widmet den Bericht der fremden Mutter.

Paul Konrad Kurz

MULISCH, Harry: *Siegfried*. Eine schwarze Idylle. München: Hanser 2001. 191 S. Gb. 35,-.

Durch seine Romane „Das Attentat“ (1986) und „Die Entdeckung des Himmels“ (in dieser Zs. 212, 1994, 180-192) wurde der niederländische Autor weltberühmt. Ihn selbst läßt Hitler und der Zweite Weltkrieg nicht los. Hitler ist für ihn das absolut Böse, von allen Diktatoren der einzige, dem noch etwas Geheimnisvolles anhaftet. Er will dem Phänomen Hitler mit Hilfe literarischer Phantasie beikommen. Mulisch ist der Sohn einer deutsch-jüdischen Mutter, die in Antwerpen als Lehrerin arbeitete, und eines österreichischen k.u.k. Offiziers, der mit den Deutschen bei der Enteignung jüdischen Eigentums zusammenarbeitete und nach dem Krieg als Kollaborateur verurteilt wurde.

Mulisch nennt seinen Roman „Siegfried“ „eine schwarze Idylle“. Die Familienidylle auf dem Berghof geht in Tod, Wahnsinn und totale Vernichtung über. Der berühmte Schriftsteller Rudolf Herter fliegt mit seiner jungen, zweiten Frau von Amsterdam nach Wien, um dort in der Nationalbibliothek seinen Roman „Die Er-